

# Deutschland und Frankreich im Leben und Denken von Albert Schweitzer

## Ein paar Einblicke

Jean-Paul Sorg

*Wie schwierig ist es doch beides zu sein, deutsch und französisch. Dies zu verstehen und zu akzeptieren, damit kann man sich schwertun. Albert Schweitzer war von der festen Absicht und einem tiefgehenden Verlangen beseelt, den Zwiespalt zwischen den beiden Nationen und den beiden Kulturwelten zu überwinden und zu überbrücken. Sein humanitäres Engagement in Lambarene gilt es auch in dieser Perspektive zu sehen. Als deutscher Staatsbürger entschied er sich bewusst dafür, sein Lebenswerk in Gabun, einer französischen Kolonie, ins Werk zu setzen. Der folgende Beitrag versucht einige Aspekte dieser besonderen Zweierbeziehung, dieser Doppelkultur nachzuzeichnen, die letztendlich Ausdruck einer zutiefst humanitär geprägten Herzens- und Weltoffenheit war.*

Albert Schweitzers einzigartige Position (in Zeit und Raum) – Deutscher Staatsbürger von seiner Geburt 1875 bis 1919: 44 Jahre. Französischer Staatsbürger von 1919 bis 1965: 46 Jahre. (Keine Änderung der Staatsangehörigkeit 1940 wie für die im Elsass gebliebenen oder die ins Elsass zurückkehrten Elsässer, da er sich in Gabun befand und Gabun eine französische Kolonie blieb, die Teil des freien Frankreichs geworden war.)

Sein Leben besteht daher politisch aus zwei fast gleichen Teilen. Das sind keine Dinge, die man wählt. Das sind Dinge, die »passieren«. Zufällige Daten der Geschichte. Aber in seinem speziellen Fall nehmen sie einen symbolischen und sogar emblematischen Wert an. Er war ein Mann dieser beiden Kulturen – und anderer! Die Kulturen sind nicht auf ihren nationalen Umfang beschränkt. Wenn es eine nationale Kultur gibt, wenn sie als solche



Geburts Haus in Kaysersberg  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)



Die Familie Albert Schweitzers 1888  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

dargestellt und eingeführt wird, stellt sie in der langen Geschichte nur einen Augenblick dar, nur ein Segment einer Kultur, immer of-

fen, durchlässig und gemischt. Keine national reine (oder rein nationale!) Kultur. Der Humanismus, das humanistische Bewusstsein, beginnt immer und setzt sich mit einer Ablehnung nationalistischer Versuchung, einer Ablehnung des Gefangenseins, fort. Die Berufung und natürliche Bewegung des Humanisten besteht darin, Grenzen zu überschreiten.

Eine kritische Reflexion über das Phänomen der Kultur steht im Mittelpunkt von Schweitzers philosophischem Denken, sie ist in der Tat der Anstoß, der erste Impuls. Er stellte seine wichtigsten philosophischen Erzeugnisse unter die seltene Kategorie der *Kulturphilosophie*. Wir müssen *Kultur* ins Französische als *Zivilisation* übersetzen. Es ist daher eine »Philosophie der Zivilisation«. So schwer dieser Name auch ist. Sie entspricht je-



Albert Schweitzer als Direktor des protestantischen Seminars in Straßburg inmitten seiner Studenten. Darunter auch mützentragende Mitglieder der Wilhelmitana, einer christlichen nichtschlagenden Verbindung – um 1904 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)



Der Vikar Albert Schweitzer an der Orgel seiner Pfarrei St. Nikolai in Straßburg – 1909 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)



Buch: Deutsche und Französische Orgelbaukunst und Orgelkunst – 1906 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

doch einem intellektuellen Bedürfnis und der Notwendigkeit, die man heute, in diesen Zeiten des völligen Umbruchs, für eine »Politik der Zivilisation« fühlt (nach Edgar Morin).

Seit seinen ersten Jahren an der Universität, interessiert und fasziniert von der Philosophie von Schopenhauer und Nietzsche, fragte der Student Albert Schweitzer nach der Realität des Fortschritts und seiner Idee, seiner Ideologie. Stattdessen beobachtete er Phänomene des Rückschritts und des Verfalls. In keiner Weise führte der materielle Fortschritt zu offensichtlichen geistigen, politischen und moralischen Fortschritten, die man für unumkehrbar halten könnte. Die Kriegsdrohungen schwebten unaufhörlich über Europa, und als im August 1914 ein Konflikt ausbrach,

war er nicht überrascht. Was er befürchtete, was übrigens viele erwarteten, nachdem sie sich seit langem darauf vorbereitet und zum Losschlagen angeschickt hatten, wurde plötzlich im Laufe unglücklicher Umstände verwirklicht. Der Krieg, der sich sofort über die Kolonien weltweit ausbreitete, erreichte ihn in seinem Krankenhaus »zwischen Wasser und Urwald« am Ufer des Ogowes, auf einer Missionsstation. Die christliche Religion bot keine Garantie für Neutralität. Die Missionarsbrüder beugten sich ohne Murren den nationalen Militärbehörden. Sie wurden vom patriotischen Fieber erfasst und vergaßen den Geist der universellen Solidarität. Als Deutsche wurden Helene und Albert Schweitzer als Feinde betrachtet, überwacht und unter



Albert Schweitzer und Helene Schweitzer-Bresslau  
im Zimmer A. Schweitzers im Stift – 1912  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Hausarrest gestellt, ihre Tätigkeit im Krankenhaus bis Dezember untersagt.

Daran gehindert, Arzt zu sein, liest Schweitzer seine alten philosophischen Notizen und stellt sie unter das Licht der Katastrophe, die sich ereignet hat. Er sieht deutlich den Zusammenhang zwischen dem morbiden Zustand der Zivilisation und den damals vorherrschenden Vorstellungen von Welt und Leben, die todbringenden Verbindungen zwischen einem blinden Fortschrittsglauben, dem verharmlosenden Kult des Machtwilens (imperial und national) und der Kultur des Todestriebes.

»Die Ideale der wahren Kultur waren kraftlos geworden, weil die idealistische Weltanschauung, in der sie wurzeln, uns nach und nach abhanden gekommen war. Alle Geschehnisse, die sich in den Völkern und der Menschheit ereignen, gehen auf geistige, in der Weltanschauung gegebene Ursachen zurück. Was aber ist Kultur? Als das Wesentliche der Kultur ist die ethische Vollendung der einzelnen wie der Gesellschaft anzusehen. Zugleich aber hat jeder

geistige und jeder materielle Fortschritt Kulturbedeutung. Der Wille zur Kultur ist also universeller Fortschrittswille, der sich des Ethischen als des höchsten Wertes bewusst ist. Bei aller Bedeutung, die den Errungenschaften des Wissens und Könnens zukommt, ist jedoch offenbar, dass nur eine ethischen Zielen zustrebende Menschheit des Segens materieller Fortschritte in vollem Maße teilhaftig und der mit ihnen gegebenen Gefahren Herr werden könne«.<sup>1</sup>

In ihrer abstrakten Allgemeinheit sind diese Worte, durchdrungen von einem elementaren Humanismus, immer noch relevant. Die ökologische Krise, in die die ganze Menschheit zu den Klängen einer endgültigen Apokalypse gekommen ist, macht sie heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, noch aktueller oder prophetischer als vor hundert Jahren bei der Entfesselung eines weltweiten Krieges. Das grundlegende Problem besteht darin, die Kräfte der Technologie zu zähmen und zu mäßigen, die beim Erzeugen zerstören und irreparable Schäden verursachen.

Von einer diplomatischen Spannung zur nächsten erschien das Gespenst des Krieges mehrmals vor der fatalen Verkettung des Sommers 1914. Im Juli 1911 war dies die zweite Marokko-Krise. Deutschland schickte ein Kanonenboot vor Agadir, um Frankreich einzuschüchtern, das sein Protektorat auf ganz Marokko ausdehnen wollte. Die Rivalität zwischen den beiden antagonistischen Mächten, mit den Hintergedanken der Rache auf der einen Seite, der Abschreckung auf der anderen Seite, ein Teufelskreis, verlagerte sich auf den afrikanischen Boden des kolonialen Besitzes. Aussicht auf Feilschen zwischen Großen: Im Gegenzug für seine Eroberungsfreiheit in Marokko würde Frankreich ein

Stück Kongo an Deutschland abtreten, das in Gabun an das deutsche Kamerun angrenzte.

Zunächst schlug das Herz von Helene Bresslau, Tochter des Dekans der Universität Harry Bresslau, einem herausragenden Mediävisten, spontan für Berlin. Sie hatte gerade ihre Pflegeausbildung im Frankfurter Bürgerspital absolviert und war bereit, mit ihrem Freund Albert nach Gabun auf eine Missionsstation nach Lambaréné zu gehen, um dort ein Krankenhaus zu eröffnen. Albert seinerseits stand kurz vor dem Abschluss seines Medizinstudiums. Doch nun macht die Pariser Evangelische Missionsgesellschaft, bei der er sich bereits 1905 beworben hatte, Schwierigkeiten, wirft theologische Einwände auf, errichtet administrative Hindernisse (Anerkennung der Diplome, nationale Identität ...). Schweitzer lehnt die Lösung der »kleinen Einbürgerung« strikt ab, also eine schnelle Einbürgerung, den Elsass-Lothringern vorbehalten, die auf ihr Herzen hören und sich noch spät für Frankreich entscheiden. Doch dieser Kampf gegen Schikanen und politischen Druck strapaziert seine Nerven. Er flüchtet sich kurz in das Verfassen einer *Geschichte der paulinischen Forschung*. In einem therapeutischen Urlaub an der Ostseeküste korrigiert die Freundin Helene (*Lene*) die Manuskripte aus der Ferne und verfolgt die Marokko-Krise in den Zeitungen. Sie findet, dass es am Ende nicht schlecht wäre, wenn Gabun in die Hände Deutschlands fallen würde, dass dann ein großes Hindernis vor ihnen ausgeräumt würde ... Die Berliner Missionsgesellschaft würde ihnen die Arme öffnen ...

Der Elsässer Schweitzer weist sie sofort zu recht:

»Was unseren Congo betrifft, wenn er deutsch wird, muss alsbald der deutsche Geist, der Eisen wachsen ließ, einziehen.

Die französischen Missionare werden das Gebiet sofort räumen und einer deutschen Gesellschaft überlassen müssen. Dann müssen die Kinder gleich deutsch »Heil Dir im Siegerkranz« etc. lernen. Übrigens würde Frankreich es genauso machen, wenn es eine deutsche Kolonie übernehme. Es ist der wahnsinnige Nationalismus, der immer in erster Linie kommt. Dann ist für mich kein Platz, in so unsinnigen Übergangszeiten will ich mich nicht zerquälen.«<sup>2</sup>

Aber lassen Sie uns ihn nicht missverstehen. Er will seine Freundin über seine Gefühle beruhigen und seine Position für sie klären. Politische Fragen sollen sie nicht trennen.

»Du weißt, dass ich Deutschland nicht hasse, sondern verehere. Aber dieser Größenwahn, dem Anstand, Ehrlichkeit, Moralität etc. nicht mehr sind als leere Begriffe, ist dieses Volkes unwürdig ... Sie wissen, für mich ist es ein großer Schmerz, dass Deutschland, das als geistige Macht der Welt so viel zu geben hätte ... das Deutschland, dem ich angehöre – dass Deutschland alles, alles in äußerer Macht sucht und hört in demselben Maße aus, geistige Kraft zu sein ...

Ich hatte größere Ideale für Deutschland als du – darum bin ich härter gegen es ... sehr hart ... Aber was gehen uns die Völker an? – Du und ich sind Menschen und unsere Aufgaben liegen höher als all' dieses unruhige Getue ...«<sup>3</sup>

Im Laufe des Schreibens, in der Improvisation eines Briefes, gelangt Schweitzer dazu, seinen transnationalen, übernationalen, ja bereits postnationalen Humanismus, ganz klar zu definieren. Einen Humanismus, den er ver-

körperte und in einer medizinischen Tätigkeit humanitärer Hilfe lebte, die als Pioniertat anerkannt werden sollte. »Lambarene« ist dafür der Name, das universelle Symbol, das von der Geschichte gegründet wurde. Nur wenige Jahre nach seinem Tod werden französische Ärzte 1968 in Biafra, ohne sich explizit auf ihn zu beziehen, in einer extremen Situation des Völkermords durch Hungersnöte, das Humanitäre in die Tat umsetzen. Diese Ärzte werden sich selbst »ohne Grenzen« oder »der Welt« nennen. Schweitzer hatte bereits auf diese Konzepte hingewiesen und den Weg geebnet.

»Ich rede als Mensch über Nation ... als einer der viel Schmerz hat, dass die, der er geistig tief angehört, nicht das sein will, was sie ihrer Vergangenheit und ihrer Weltbestimmung nach sein sollte ... Ich rede nicht im Blick auf ›politische‹ Sympathien. Ich bin Mensch und suche die Zukunft der Welt und die Nation ist für mich das, was sie als Arbeiterin an dieser Zukunft ist.«<sup>4</sup>

Welche moralische Stärke, welche Freiheit wird da erkennbar, in diesen Sätzen, die sich zu universellen Maximen erheben lassen! »Jede Nation hat ihren Wert nur in dem Maße, wie sie auf Erden daran arbeitet, das Reich des Endes zu verwirklichen ...« Wer hört das? Wer hat die Autorität, dies zu sagen und dementsprechend zu handeln? Sich über die Nationen zu stellen? Sich der Logik der Politik zu entziehen, ihren Interessenkalkülen und ihren Eroberungsstrategien? Den Humanismus in diesem Geist zu denken und zu leben, mit allen Risiken des Abenteuers?

Sicher ist, wie die Geschichte zeigt, dass politische Macht durch Waffen oder wirtschaftliche Macht nicht ausreichen, eine Zivilisation zu vereinen und zu erhalten. *Kultur und Ethik*, dieses 1923 entstandene Werk, gereift durch die Erfahrung des Krieges, sagt uns, dass es keine wahre Kultur ohne eine Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben jedes Menschen und jedes Lebewesens und auf allen Ebenen gibt. Was ist der Mensch? Ein denkendes Wesen, das durch sein Denken auf die Tatsache

seiner Existenz schließt? (*Cogito, ergo sum?*) Nein, er muss sich zuerst und grundsätzlich als Lebewesen begreifen, das leben will, inmitten einer unendlichen Anzahl von Lebewesen, die auch leben wollen. Diese elementare Auffassung verbietet jede Art von Anthropozentrismus. Dennoch öffnet sie sich für einen Humanismus, der sich als Aufmerksamkeit für das Geheimnis des Phänomens des Lebens versteht, Ehrfurcht für jedes Lebewesen als Teil des großen Ganzen, auch wenn »man« (der Mensch) in der Notwen-



Ankunft der Baumaterialien auf dem Flussweg  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

digkeit ist, vieles Lebende zu töten, entweder um sich zu verteidigen oder sich selbst zu ernähren. Denn so ist in der Interdependenz und dem Antagonismus auf der Erde die lebendige Welt organisiert, mit einem nicht zu reduzierenden Anteil an Scheitern und Abscheulichkeiten.

Warum Lambaréné? Warum die Wahl einer Missionsstation, die von einer französischen Gesellschaft (aus Paris) auf französischem Kolonialgebiet betrieben wird? Warum vor allem nach mehreren Abweisungen oder Ausweichmanövern des Ausschusses hartnäckig an seiner Wahl festgehalten zu haben, wo doch die Alternativen nicht fehlten? Für

Elsässer besteht immer die Möglichkeit einer dritten Schweizer Lösung! »Das Komitee des Allgemeinen Verbandes Evangelischer Missionen der Schweiz hätte mich gerne sofort als Arzt und Pfarrer aufgenommen.« Später, im Oktober 1915, vor Ort in Lambarene, aber wegen des Krieges als Verdächtiger überwacht und in seiner medizinischen Tätigkeit eingeschränkt, ruft er am Rande seiner philosophischen Schriften aus: »Gelobt sei die Schweiz, kein Nationalstaat!«<sup>5</sup> Unter den französischen Missionaren, die der Patriotismus paranoid machte, ging das Gerücht um, Schweitzer wäre ein Spion im Dienste Preußens, er hätte versteckt im Boden seines Koffers eine Vollmacht des Kaisers, die ihn zum Gouverneur der Kolonie machte, falls ...

Alfred Boegner, dem Direktor der Pariser Mission elsässischer Herkunft, hatte er in seinem Bewerbungsschreiben vom Sonntag,



Lambaréné: eine Straße am Krankenhaus, zwischen der Großen Apotheke (Poliklinik) und der »Bouka«, in der die frisch Operierten versorgt wurden (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

den 9. Juli 1905 erklärt, dass er eine französische Missionsgesellschaft bevorzuge, dass er, wenn er nicht angenommen werde, wider Willen seine Dienste dann einer deutschen Gesellschaft anbieten würde. Er versicherte ihn über seine Gefühle und seine Kenntnis Frankreichs. »Ich bin halb Pariser, weil ich jedes Jahr ein oder zwei Monate dort bin.« Er könnte seine Beziehung zu Charles Marie-Widor anführen, auf sein auf Französisch geschriebenes Buch, *J.-S. Bach, le musicien-poète*, hinweisen, über seine Rolle in der Pariser Bach Gesellschaft, deren Mitbegründer er Anfang 1905 war, aber er bestehe nicht darauf und wolle bei ihm nicht Eindruck schinden! Vielleicht ist der Direktor Boegner sehr gut informiert oder hat die Mittel dazu.

Der entscheidende Grund für den Entschluss, eine medizinische Tätigkeit in Französisch-Afrika auszuüben, liegt in der Lek-



Albert Schweitzer im französischen Internierungslager in Garaison in den Pyrenäen – 1917  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

türe der grünen Hefte des *Journal des Missions Évangéliques*, die er regelmäßig aus Paris in seinem Büro als Direktor des Thomasstifts erhielt. In der Juninummer 1904, die ein Fräulein Scherdin, die seine Interessen kannte, auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, wurde er von einem Artikel mit dem Titel »Was der Kongomission nottut« beeindruckt. Das Fehlen von Männern, die sich engagieren und sich einer Sache weihen, vor allem auf medizinischer Ebene. Er suchte seit Monaten nach einer »Mission« und einem »direkten menschlichen Dienen«.⁶ Lange Zeit hatte er nichts anderes als pädagogische und soziale Aktionen ins Auge gefasst, die verwaorsten Jugendlichen eine zweite Chance geben würden. Sein Vorbild war Pastor Oberlin. Vor allem wollte er das Evange-

lium nicht predigen, sondern es anwenden, es leben. Plötzlich hatte er das Gefühl, das gefunden zu haben. Es werden nicht die armen Vororte der großen Städte, es wird in Afrika sein. Das Schicksal hatte ihm ein Zeichen geschickt. Als Kind war er beeindruckt von den Berichten des Missionars und Ethnologen Eugène Casalis (1812–1891), aus denen sein Vater während der Versammlungen las, die er in seiner Pfarrei zugunsten der Mission organisierte. Casalis vertrat in Frankreich die Minderheitsströmung eines liberalen und dennoch missionarischen Protestantismus. Pfarrer Louis Schweitzer aus Gunsbach, Alberts Vater, hatte Sympathien für diese Strömung und wollte die Verbindungen zu den französischen Missionen jenseits der Vogesen aufrechterhalten. Der relativ mächtige elsässische Protestantismus, der durch das Konkordat geschützt wurde, sollte den französischen Protestantismus weiterhin unterstützen.

Diese Verbindungen, dieses Erbe, das verpflichtet, und diese Bedingungen können die Wahl einer Missionsgesellschaft mit Sitz in Paris erklären und weniger überraschend machen, aber alle gelegentlichen Gründe oder Ursachen, die die Biographie angibt, werden durch den ausdrücklichen Wunsch verstärkt, die durch nationale Leidenschaften geprägte Vergangenheit zu überwinden durch die Durchführung eines supranationalen und überkonfessionellen Werks, durch die Schaffung eines kosmopolitischen Ortes, wo Menschen sich zusammenfinden, um anderen Menschen zu helfen, wo das Wort Christi erfüllt wird: Ihr seid alle Brüder. Ein christlicher Humanismus, von also möglichst christlicher, aber auch anderer Inspiration, von universeller Tragweite.

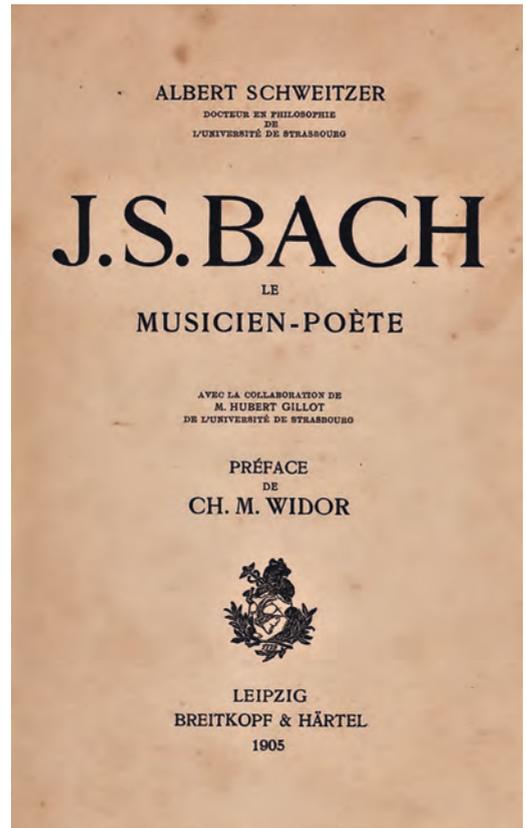
Da er die meisten seiner Bücher (nicht alle) und die meisten seiner Predigten, Vorträge

und gelegentlichen Texte in deutscher Sprache schrieb, vor 1919 und lange danach, haben die Deutschen die natürliche Tendenz, Albert Schweitzer als einen der Ihren anzusehen, als einen deutschen Schriftsteller, Denker und Humanisten. Das ist nicht falsch! Dies erklärt zum Teil, dass die Franzosen, die keine Unklarheiten und nicht klassifizierbaren Dinge mögen, ihn nicht als einen der Ihren betrachten, einen ihrer »nationalen Ruhmesträger« (immerhin mit einem Friedensnobelpreis 1952), dass sie ihn verachten, ihm mit Misstrauen begegnen oder ihn Ignorieren. Zu Unrecht!

Wenn wir uns seinen Lebensweg genauer anschauen, sehen wir, dass er durch Elemente, die er von einem politischen und kulturellen Erbe erhalten hat, und noch mehr durch die entscheidenden Entschlüsse, die er vor der Zäsur des Krieges von 1914 bis 1918 traf, französischer in Geist, Sprache und Kultur war als man allgemein glaubt, als es die Franzosen glauben und die Deutschen denken.

Man versteht es nicht gut, wenn man vergisst, dass die Generation seiner Eltern und Großeltern während des Zweiten Kaiserreiches in einem französischen Elsass lebte und so eine französische Schulausbildung erhalten hat, dabei aber enge Bindungen an die deutsche Kultur behielt und die tägliche Verwendung des Dialekts (alemannisch oder fränkisch) bewahrte. Glückliche Zeiten in dieser Hinsicht! Die Generation von Albert Schweitzers Eltern und seiner Schul- und Musiklehrer (wie am Klavier und an der Orgel Eugen Münch, geboren 1857) war ruhig zweisprachig, sprach Deutsch und wusste sich leichter auf Französisch auszudrücken, als Albert Schweitzer es je können sollte ...

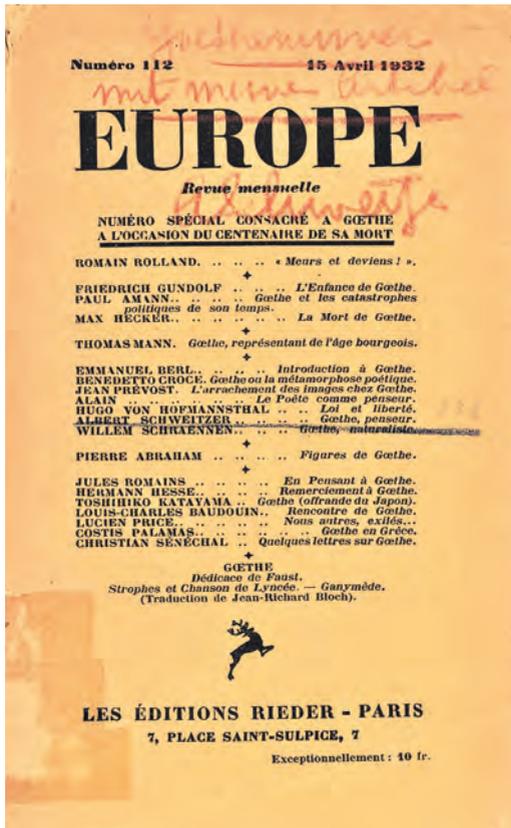
Albert Schweitzers besonderes Glück war, dass er Verwandte hatte, die sich (vor 1870)



Buch von Albert Schweitzer über J. S. Bach – 1905  
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

in Paris niedergelassen hatten: die Onkel Auguste und Charles, die Tanten Mathilde (geb. Hertle) und Louise (geborene Guillemain), Cousins und Cousinen, darunter Anne-Marie Sartre-Schweitzer, die Mutter von Jean-Paul. Notwendigkeit einer regelmäßigen Korrespondenz in Französisch von einem frühen Alter an.

»Französisch aber empfinde ich nicht als Muttersprache, obwohl ich mich von jeher für meine an meine Eltern gerichteten Briefe ausschließlich des Französischen bediente, weil dies so Brauch in der Familie war.«<sup>7</sup>



Ausgabe der Zeitschrift »Europe« 15.4.1932  
 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)



Rede anlässlich der Verleihung  
 des Friedensnobelpreises 1954 in Oslo  
 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Die »Eltern« sind nicht nur Mama und Papa, sondern die große Verwandtschaft, die Großfamilie mit ihren vielen Onkeln, Tanten, Cousins, Großcousins. Erste Reise nach Paris 1893, nach seinem Abitur. Dank der Kontakte von Tante Mathilde, ein besonderes Orgelvorspielen vor Charles-Marie Widor, dessen bevorzugter Schüler und bald Mitarbeiter und Freund er schnell wurde. Seitdem, regelmäßige Reisen nach Paris, drei, vier Mal im Jahr. Wintersemester 1898/1899, für das Philosophiestudium. Mitglied der *Pariser Johann-Sebastian-Bach-Gesellschaft*. Bis 1913 war er eines der aktivsten Mitglieder, sein Hauptorganist bei den beiden Jahreskonzerten und sein künstlerischer Berater, der die Pro-

gramme zusammenstellte und redigierte. Veröffentlichung seines ersten Buches über Bach 1905, *Jean-Sebastien le musicien-poète*.

Im selben Jahr 1905 (*das Schicksalsjahr*), erste Kontakte mit der *Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft*. Manchmal schwierige Schritte, um zu überzeugen. Häufige Pflichtbesuche und reichlich Korrespondenz.

Auf der Grundlage des Paradoxons könnte man daher sagen, dass Schweitzer nie aktiver und kreativer auf Französisch war als während seiner Zeit der deutschen Staatsbürgerschaft und dass er, als er französischer Staatsbürger wurde, nicht wie durch eine jakobinische Verzauberung, ein französischer Schriftsteller und Intellektueller wurde, son-



Haus von Albert Schweitzer in Günsbach (1928 erbaut), heute Archiv und Museum und neuem Museumsanbau (eröffnet 2020). (Foto: Michel Spitz)

dern dass er seine Aktivitäten international ausweitete und auf Deutsch die Hauptteile seines religiösen und philosophischen Denkens entwickelte – und veröffentlichte.

Die Umstände und die Konventionen veranlassten ihn jedoch dazu, sich von Zeit zu Zeit in Französisch auszudrücken. Im April 1932 hatte er in der von seinem Freund Romain Rolland herausgegebenen Zeitschrift *Europe*, anlässlich des 100. Todesjahres des Schriftstellers einen Artikel mit dem Namen »Goethe, der Denker« auf Französisch veröffentlicht. Am 8. Juli 1949 hielt er in Aspen (USA) anlässlich der Feierlichkeiten zum 200. Geburtstag einen seiner Vorträge in französischer Sprache, »Goethe, Mensch und Werk«.

Am 4. November 1954 hielt er seine Friedensnobelpreisrede »Das Problem des Friedens in der heutigen Welt« auf Französisch.

Gegen Ende seines Lebens, als man ihn drängte, sich als Franzose oder Deutscher zu definieren, hatte er sich als »Mann von Günsbach und Weltbürger« bezeichnet. So blieb er dem treu, was er als seine Berufung, seine

Pflicht, als Elsässer bereits im Jahre 1905 erkannt hatte, und was er als Vorspiel zu seinem Jean-Sébastien Bach, le musicien-poète, ausführte: »Wenn das große Privileg des Elsass immer darin bestand, die französische Kunst und die französische Wissenschaft in Deutschland bekannt zu machen und gleichzeitig in Frankreich den Weg für die deutschen Denker und Künstler von europäischer Bedeutung zu ebnen, drängt sich diese Aufgabe den Elsässern unserer Generation, die mit der französischen Kultur in Kontakt geblieben sind, nicht mehr auf als denen jeder anderen Epoche?«

Als er in den 1950er-Jahren an seinen philosophischen Manuskripten arbeitete, hatte er am Rand auf Deutsch notiert: »Ich selber, der ich in der deutschen und französischen Sprache lebe, versuche immer, einen philosophischen Gedanken ins Französische zu übersetzen – um zu sehen was an ihm von der Sprache unabhängig ist. Dass die deutsche Philosophie nicht immer in Avant-Garde marschiert. John Locke! Und Bergson. Ohne Bergson wäre die

neuere deutsche Philosophie unmöglich. Auch die spekulative Philosophie war nur durch die Sprache möglich ... Dies ist ein Vorteil und ein Nachteil. Dass Bergson mit starrer Sprache kämpfen muss, dies hat einen moderierenden Einfluss auf seine Philosophie ...<sup>8</sup>

Seine philosophische Stärke und Originalität könnten von daher kommen, von seiner spontanen und täglichen Zweisprachigkeit, die ihn aufmerksam macht auf die Willkür der Zeichen, auf die ständige Kluft zwischen der Bedeutung, die der Geist sucht, und den Wörtern, die ihm zur Verfügung stehen. Und wie bei der Orgel erkundet er verschiedene Möglichkeiten des Ziehens verschiedener Register und lernt deren Wirkung von Atmosphäre und Bedeutung.

»Vom Französischen her gewohnt, auf die rhythmische Gestaltung des Satzes bedacht zu sein und Einfachheit des Ausdrucks zu erstreben, ist mir dies auch im Deutschen zum Bedürfnis geworden.«<sup>9</sup> In der Praxis der beiden Sprachen und den Lücken zwischen den beiden hat er einen eigenen Stil entwickelt, der seinem Wesen und seiner Lage entspricht. Zumindest verspürte er es und hat es theoretisch untermauert.

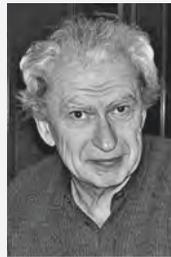
Übersetzung aus dem Französischen:

Dr. Roland Wolf, Deutscher Hilfsverein für das Albert-Schweitzer-Spital in Lambarene – Wolfsgangstraße 109, 60322 Frankfurt a.M.

info@albert-schweitzer-zentrum.de

www.albert-schweitzer-heute.de

- 1 *Aus meinem Leben und Denken*, Gesammelte Werke, Band 1, S. 161.
- 2 Brief von Albert Schweitzer an Helene Bresslau, 28. August 1911 (in Albert Schweitzer – Helene Bresslau, *Briefe 1902–1912*).
- 3 *Ibid.* Fortsetzung des Briefes vom 28. August und Auszüge aus dem Schreiben vom 1. September 1911.
- 4 *Ibid.*
- 5 Cf. *Wir Epigonen*, Werke aus dem Nachlass, C. H. Beck, München, 2005, S. 77. Anmerkung zu Rand 82, der vom 17. Oktober 1915 datiert werden kann, an Bord des Dampfers L'Anita Rose, auf dem Rückweg von Cap Lopez nach Lambarene.
- 6 *Aus meinem Leben und Denken*, Kapitel IX, »Der Entschluss, Urwaldarzt zu werden«. Der Entschluss, »mich einem unmittelbaren menschlichen Dienen zu weihen«.
- 7 *Aus meinem Leben und Denken*, Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 79.
- 8 Cf. *Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben*, Kulturphilosophie III, 1 u. 2, Werke aus dem Nachlass, C. H. Beck, 1999. Anhänge, S. 459.
- 9 *Aus meinem Leben und Denken*, Gesammelte Werke Bd. 1, S. 88.



Anschrift des Autors:  
 Prof. Jean-Paul Sorg  
 13, rue de la carrière  
 F. 68530 Buhl (Oberelsass)  
 email: jpgrosorg@wanadoo.fr